

4. Mein Aufenthalt auf der Universität als Student.

Die Zeit war indessen heran gekommen, wo ich das Gymnasium verlassen und auf die Universität gehen sollte. Einige Stipendien, welche ich auf dem Gymnasio bei meinem Abgange von der Schule erhielt, hatten dazu gedient, mich mit Kleidung und Büchern zu versehen, so daß ich von dieser Seite mit dem, was ich als Student brauchte, versehen war. Ich wurde den 16 Maerz 1777, auf Verwendung des M. Jani als Studiosus theologiae frei immatrikulirt. Fünf bis acht Thaler baares Geld, welches ich mir gesammelt hatte, war das ganze Vermögen, womit ich meine akademische Laufbahn antrat. Mein Vater wies mir monatlich 2 rthl. an, die ich von einem Vetter in Halle, der ihm noch ein kleines Kapital schuldig war, zu heben hatte. Das war also mein Alles, wovon ich als Student leben sollte. Ich bestimmte mich der Theologie und Philologie, und besuchte das erste Jahr die Collegia von Schütz (der damals das erste mal Professor in Halle war, und nachher zum 2^{ten} male von Jena dahin zurück ging,) Knapp, Nösselt, Niemeyer, Thunemann und Semler. Ich miethete mich auf dem Waisenhouse ein, und suchte daselbst eine Lehrerstelle zu erhalten, und an den Wohlthaten dieser Anstalt Theil zu nehmen. Da ich in dem ersten halben Jahre noch keine Lehrerstelle erhalten, sondern nur an dem sogenannten Extratsische³ Theil nehmen konnte, so ging es mir manchen Abend sehr knapp, und ich habe einigemale ohne etwas gegessen zu haben, zu Bett gehen müssen, weil ich kein Geld mehr hatte mir etwas zu kaufen.

Indessen dauerte dieser Zustand der Noth nur etwa ein halbes Jahr. Nach dieser Zeit wurde ich als Lehrer beim Waisenhouse angenommen, wodurch für meinen Tisch gesorgt war, auch fand ich Gelegenheit bei einigen Privatleuten in der Stadt Unterricht zu ertheilen, wodurch ich mir monatlich 2 bis 3 rthl. verdiente. Unter andern unterrichtete ich den nachmaligen Professor Bergener in Halle in der lateinischen Sprache, und genoß in dessen Vaters Hause sehr freundschaftliche Aufnahme. Mein economischer Zustand besserte sich immer mehr und mehr. Im zweiten Jahre meines akademischen Aufenthalts erhielt ich den königlichen Freitisch, wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, die Lehrerstelle am Waisenhouse

3 Die Lehrer genossen für den ertheilten Unterricht von zwei Stunden täglich Mittags- und Abendtisch. Einige Tischstellen, so wie die Plätze, welche von den ausbleibenden Lehrern leer blieben, wurden an die Studenten, welche Expectanten der Lehrstellen waren, vergeben. Diese versammelten sich vor dem Eßsaale und der Inspector verlas so viel Namen, als Stellen leer waren; die übrigen mußten mit leerem Magen abziehen.

aufzugeben, und meine Zeit ganz dem Studiren zu widmen, zumal da ich auch Mitglied des Seminariums und späterhin Senior desselben und der königlichen Freitische wurde. In ersterer Function erhielt ich jährlich –40 rthl. Im dritten Jahre ließ ich mich als Lehrer des damaligen, durch Professor Trapp errichteten pädagogischen Instituts engagiren und ich zog aus diesen verschiedenen Quellen im dritten Jahre meiner Universitätszeit ein Einkommen von mehr als 300 rthl. wovon ich nicht nur sehr anständig lebte sondern auch meine Bibliothek sehr ansehnlich vermehrte. Schon im 2^{ten} Jahre hatte ich auf alle Unterstützung von meinem Vater Verzicht geleistet, da es ihm sehr beschwerlich fiel, das Wenige zu entbehren, was er mir gab.

Da ich mir bewußt war, daß ich nur durch das, was ich lernen würde, mein Fortkommen in der Welt finden könnte; so wandte ich meine Zeit auf der Universität zu keinem andern Zwecke an, als meine Kenntnisse zu vervollkommen, und mich zum Gelehrten zu bilden. Mein Wunsch war, Lehrer an einem Gymnasio oder Prediger zu werden. Ich setzte daher im Anfange mein philologisches Studium, das ich auf der Schule angefangen hatte, auf der Universität fleißig fort. Ich las regelmäßig für mich einige lateinische und grichische Auctoren; auf jedem meiner Spaziergänge hatte ich einen Auctor von der Elzirirschen Ausgabe in der Tasche, und las ihn zwischen den Giebichensteinschen Felsen, den Weinbergen oder in den Gärten, wo ich öfters hinwanderte und einen Eierkuchen zum Abendbrodte für 2 gr. aß. Mein Haupt-Studium aber war die Theologie. Ich studirte die Exegese des alten und neuen Testaments sehr fleißig, las die Haupt Commentare selbst, und hörte über die biblischen Alterthümer, die Dogmatik u.s.w. Vorzüglich zogen mich die Vorlesungen des D. Semler über Kirchengeschichte und Dogmatik an. Die freien Ansichten dieses Mannes, und die historischen Untersuchungen über die Entstehung der Bücher der Bibel und der einzelnen christlichen Dogmen vernichteten alle Vorurtheile, mit welchen ich bisher diese Gegenstände betrachtet hatte, und ich fing bald an, die heiligen Bücher mit eben der Unbefangenheit zu untersuchen, mit welcher die profanen Schriftsteller untersucht werden, und die Regeln der Kritik der Letztern auf die erstern anzuwenden.

Die philosophischen Vorlesungen des Professor Schütz hatten meinen Blick schon sehr erhellet, und ich fand sehr großen Geschmack an philosophischen Werken, besonders an solchen, die auf Theologie Bezug hatten. Leibnitzens Theodicee, Eberhards Apologie des Socrates, Jerusalems Betrachtungen, Reimarus über die natürliche Religion, u. s. w. machten meine Lieblings Lektüre aus. Daneben las ich aber auch viele metaphysische und psychologische Werke von Leibnitz, Locke, Helvetius, Condillac, Bonnet, u. s. w. Meine Seele nahm den wärmsten Antheil an allen Untersuchungen, die auf Moral und Religion Bezug hatten, und es war kein

Grund pro und contra, der mich nicht beschäftigt hätte. Eine Menge Aufsätze die meine Zweifel und Widerlegungen enthielten entstanden mir unter der Hand, und da ich sie dem Herrn Schütz, Semler mittheilte, so verschaffte sie mir zugleich den Eingang zu diesen wackern Männern, ihre Unterstützung und zuletzt ihre Freundschaft.

Erst im dritten Jahre meiner Universitätszeit fing ich an, mir einen ordentlichen Plan meiner Lektüre und meines Studiums zu machen, und war darauf bedacht, mir regelmäßige Collectaneen anzulegen. Ich theilte meine Collectaneen in zwei Gattungen. Die eine wurde nach dem Alphabet gesammelt. Sie enthielten philologische Bemerkungen über einzelne Wörter. Zu nachweisenden Handbüchern dienten mir Hederichs grichisches und Schellers lateinisches Lexicon. Fand ich eine, mir wichtig scheinende Stelle oder Bemerkung, so schlug ich das Wort oder die Redensart, welche es betraf, in meinem Wörterbuche nach, und hielt ich es dann zur Erläuterung dessen, was das Wörterbuch enthielt, noch nöthig, so trug ich die Bemerkung unter dem Anfangsbuchstaben des Wortes in meine Hefte, und schrieb am Rande des Lexicons die Seite meines Manuscripts dazu, wo die Erklärung zu finden war. Fand ich nun nach einiger Zeit eine andere Bemerkung über dieses Wort zu machen; so wies mir das Lexicon nach, wo schon etwas darüber aufgeschrieben war. Hier wurde nun auf die Seite verwiesen, wo die neue Bemerkung hingeschrieben wurde, und so wurde es mir leicht, alles, was ich über ein Wort oder über eine einzelne Stelle geschrieben hatte, wieder zu finden.

Daneben hatte ich mir besondere Hefte über jede einzelne Wissenschaft, die ich studierte, gemacht, und mich an ein Compendium gewöhnt, welches eine systematische Uebersicht aller Materialien gab, die zu dieser Wissenschaft gehörten. Fand ich nun in einer Schrift etwas, was zur besondern Erläuterung dieser oder jener Materie diente, so schrieb ich es ab, oder citirte wenigstens das Buch und die Seite, so wo es sich fand, und bemerkte in dem Compendio bei dem Abschnitte, unter den die Bemerkung gehörte, die Seite meines Heftes, wo ich weitere Nachweisung fand. Eben so machte ich es mit den Bemerkungen, die mir selbst während des Lesens oder Studierens einfielen und der Aufbewahrung werth zu sein schienen. Da ich fand, daß ich aus Bequemlichkeit, weil ich die Hefte nicht sogleich bei der Hand hatte, wichtige Bemerkungen verlohren gehen ließ, die ich in der Folge oft umsonst wieder suchte, so kaufte ich mir einen Studiertisch, über welchem 40 bis 50 Fächer angebracht waren, und vertheilte meine Hefte so in dieselben, daß ich jeden Augenblick alles, was ich wollte, finden konnte. Alle wichtige Werke las ich nie anders, als an diesem Tische, und dadurch vermehrten sich meine Collectaneen außerordentlich. Für Reisebeschreibungen hatte ich einen besondern Heft. Eben so waren die Auszüge aus ganzen Werken von den vorher erwähnten Heften abgesondert.

Dergleichen vollst[ä]ndige Auszüge machte ich mir nur aus Hauptwerken, und wandte darauf solchen Fleiß, daß mir dadurch das Werk selbst ganz entbehrlich wurde. Denn die Lectüre des Auszugs brachte die weitere Ausführung in dem Hauptwerke auf das deutlichste in mein Gedächtniß zurück.

Neben diesen Beschäftigungen brachte ich auch meine Zeit mit gelehrten Vorträgen und Disputirübungen zu. Schon im 2^{ten} Universitätsjahre, verabredete ich mit einem meiner Freunde, mit dem ich auf einer Stube wohnte, daß wir beide verschiedene Collegia hören wollten, und jeder sollte dem andern das, was er hörte, vortragen. So würde ein jeder die Collegia des andern zugleich mit hören. Wir versuchten dieses das erste Mal mit 2 Collegiis und die Relation, die wir uns einander von dem, was wir gehört hatten, in lateinischer Sprache machten, die Unterhaltung, wozu dieses Veranlassung gab, verschaffte uns eine große Fertigkeit im lateinischen Vortrage und in der Leichtigkeit unsere Gedanken mitzuthemen. So lange ich mit diesem Freunde zusammen wohnte, setzten wir diese Uebung fort. Ich disputirte nun häufig in den Disputantoriis, dergleichen damals noch mehrere gehalten worden, trat auch bald auf der Wage als Opponent öffentlich auf und erndtete vielen Beifall. Unterdessen hatten wir noch eine kleine gelehrte Gesellschaft von 12 Personen gestiftet[,] wobei aber nur 3 bis 4 vorzüglich thätig waren, und die wir mit Vorlesungen, Disputirübungen pp alle Woche einmal unterhielten. Wir versammelten uns in einem Garten vor dem Ranstaedtschen Thore, und beschlossen unsere Zusammenkunft mit einem frugalen, aber gewöhnlich sehr vergnügten Mahle. Eins der thätigsten Mitglieder dieser Gesellschaft war Herzlieb, welcher als Inspector und Hofprediger in Züllichau gestorben ist.

Bei dieser Lebensart hatte ich weder Zeit noch Lust, mich um das rohe Studentenwesen zu bekümmern. Es herrschten damals die Orden sehr, und ich war zufälligerweise in Bekanntschaft mit einer großen Menge dieser Leute gerathen und hatte Brüderschaft mit ihnen trinken müssen.⁴ Mehrere hatten mich, ich weiß nicht warum, lieb gewonnen, und besuchten mich zuweilen. Ich wurde dann wieder zu ihnen invitirt, und da auf ihren Stuben nichts zu finden war als Degen und Rap-

4 Es geschah nämlich in den ersten Wochen meines Studentenlebens, daß mich einige Studenten mit denen ich Bekanntschaft gemacht hatte, beredeten, mit nach Reideburg zu reiten. Nach mancherlei lächerlichen Fatis, die mir unterwegs als einem völlig unerfahrenen Reuter begegneten, trafen wir dort ein, und fanden wohl einige hundert Studenten daselbst, worunter viele Ordensbrüder waren. Mit diesen mußte ich sämtlich Brüderschaft trinken, welches damals so geschah, daß der eine ein Glas Breihan in die Hand nahm und es an des andern Glas stieß, mit dem Worte: Schmolliß; worauf der andere erwiderte: Fiducit. Beide mußten dann ihre Gläser austrinken, und die Scene endigte mit einem Bruderkuß und künftigen Du. Da ich das Getränk nicht kannte und das Gesetz des Austrinkens zu ernstlich genommen haben mochte, so wurde ich durch das viele Schmolliß-Trinken so völlig betäubt, daß man mich bewußtlos in einem Wagen nach Hause fahren mußte; das einzige mal, wo ich in meinem Leben betrunken gewesen bin.

piere, und ihre Beschäftigung von früh bis Abends in nichts, als im Fechten bestand, so mußte ich auch mit an diesen Uebungen Theil nehmen, ich hatte von ihrem Unterrichte ziemlich viel profitirt, und das Rappieren machte mir viel Vergnügen. Da ich mich wohl in Acht nahm, diesen Leuten Verachtung zu bezeugen, oder ihnen meinen Fleiß als etwas Besseres vorstellen, oder mich über sie erheben zu wollen; so habe ich von ihnen nie etwas Unangenehmes erfahren, vielmehr betrachteten sie mich als ein sonderbares und ihnen nicht unangenehmes Phänomen unter sich, und freueten sich auch bisweilen von mir irgend eine literarische Notiz zu hören. Da mir einer dieser Herren allzuoft über den Hals kam und mich zu stören anfang, weil er affectirte, grichisch zu studiren; so vertrieb ich ihn dadurch, daß ich ihm, sobald er zu mir kam, unter dem Vorwande, mit ihm mein Vergnügen zu theilen, lange Stellen aus grichischen Auctoren vorlas. Ob er nun gleich Theilnahme affectirte, so verstand er doch nicht ein Wort davon, und eilte so schnell als möglich davon zu kommen.

Die Bekanntschaft mit diesen Renomisten hat mir daher nie geschadet, und bei mancher Gelegenheit hat sie mich sogar gegen Beleidigungen geschützt. Denn sie hatten bei mehreren Gelegenheiten erklärt, daß sie mich zu ihren Freunden zählten, und daher nicht leiden würden, daß ich beleidigt würde, ob sie gleich wußten, daß ich den Grundsatz hatte mich nicht zu duelliren. Da ich in öffentliche, frequente Häuser selten kam, und alle große Studenten-Zusammenkünfte vermied, so ging ich auch dadurch allen Händeln, in die sonst auch ein Unschuldiger auf Universitäten leicht verwickelt werden kann, aus dem Wege. Nur einmal bin ich zum Duell herausgefordert worden, und die Art war so possierlich, daß es nicht ohne Unterhaltung sein wird, es zu erzählen.

Ich hatte einen sehr intimen Freund auf der Universität, Namens Landgraf. Dieser war ein sehr großer Mann von außerordentlicher Leibesstärke und Gewandheit. Er focht so geschickt, daß er für den allerbesten Fechter auf der Universität galt, hatte sich es aber dabei zum Grundsatz gemacht, sich nie zu schlagen, und erklärte dieses sehr laut, indem er sich über diese Sitte, als die größte Thorheit, lustig machte. Dabei hatte er jedoch so angenehme Sitten, sein Spott und sein Witz waren so wenig für die übrigen, welche entgegengesetzte Grundsätze befolgten, beleidigend, und dabei war sein Muth und seine Stärke so bekannt, daß die, welche ihn nicht liebten, ob er gleich von sehr vielen geliebt wurde, ihn wenigstens fürchteten. Dabei war er sehr vorsichtig in seinem Benehmen gegen andere, und beleidigte Niemanden. Nur sein tiefes Rechtsgefühl vermochte zuweilen seine Stärke, sich eines Unterdrückten anzunehmen[, zu reizen].

Mit diesem Manne war ich einmal nach Schlettau, (ein benachbartes Dorf bei Halle) gefahren, wo ein Wirthshaus war, das oft von Studenten und andern Leuten

besucht wurde. Ein großes Gelächter auf dem Hofe zog mich an's Fenster; ich sah, daß etwa 20 bis 25 Studenten einen Kreis geschlossen hatten, und sich einen elenden lächerlichen Schneidergesellen einander zuwarfen. Der arme Mensch wurde nicht aus dem Kreise gelassen, und wenn er, von dem einen gestoßen, auf den andern fiel, warf ihn dieser zurück um wieder fortgestoßen zu werden. Der Mensch weinte und schrie. Mein Unwille über diese Mißhandlung war außerordentlich groß, und ich rief meinen Freund herbei, um ihn [!] das unwürdige Betragen dieser Studenten zu zeigen. Landgraf, von dem heftigsten Zorn über dergleichen Mißhandlung ergriffen, lief die Treppe herunter, brach den Kreis durch, griff den Schneider bei der Hand und sagte, indem er ihn herausgeführt: „Mein Freund, gehe Er nach Hause, Er ist hier in die Hände unvernünftiger Leute gefallen.“ Und nun stellte er sich mit unterschlagenen Armen in ihre Mitte, schaute mit funkelnden Augen um sich, und sagte, sie alle auffordernd: „Meine Herren, werfen Sie doch mich einmal!“ Der Muth und die Entschlossenheit des Mannes wirkten so stark, daß sich der ganze Kreis auflöste und murmelnd auseinander ging, ohne eine Beleidigung gegen meinen Freund zu wagen. Wir setzten uns indessen bald in's Cariol, und fuhren nach Hause. Landgraf erhielt eine Ausforderung von einem Haupt-Renomisten, der dabei war, welcher Spitzbarth hieß und nachher Prediger in Westphalen wurde. Aber er schlug sie mit Ironie aus. Ob dieser Spitzbarth gleich eben so stark und groß war, als Landgraf, so wagte er doch nicht, ihn persönlich anzugreifen, und als er es danach versuchen wollte, bekam es ihm sehr übel. Die Studenten hatten nemlich zu jeder Zeit gewisse Worte, die eine solche Beschimpfung ausdrücken, daß der, gegen den sie gerichtet sind, ohne blutige Rache zu fordern, nicht dulden darf. Ein solches Wort war damals das Wort *blamage*. Wer zu dem andern „*blamage*“ sagte, zwang denselben, ihn zu fordern, wenn der Beleidigte nicht seine ganze akademische Ehre verlieren wollte. Als ich nun einst mit Landgraf ausgeritten war, und wir etwas beschmuzt von dem Pferdeverleiher, wo wir unsere Pferde abgegeben hatten, nach Hause gingen, begegnete uns dieser Spitzbarth, und stieß im Vorbeigehen den Landgraf etwas an, worüber jedoch dieser nichts sagte. Spitzbarth, den dieses Stillschweigen dreister machte, kehrte sich, nachdem er etwa 4 Schritte gegangen war, um, und rief uns nach: [„]o *blamage*!["] In demselben Augenblick aber wandte sich Landgraf um, packte ihn wie ein Löwe, bei der Brust, und indem er ihn mit der einen Hand fast schwebend hielt, gab er ihm mit der andern einen Nasenstüber, sagend: „Nein, das ist *blamage*!“ Und so ging er weg, ohne daß Spitzbarth weiter etwas zu unternehmen wagte. Nach Studenten Begriffen konnte Spitzbarth nach diesem Vorfalle nicht auf der Universität bleiben wenn er nicht Satisfaction durch den Degen bekam, oder, wenn er seinen Beleidiger nicht wiederum auf gleiche Weise beleidigte. Es entstand also eine lange Unterhandlung

zwischen dem Spitzbarthschen Anhang und Landgraf die sich zuletzt darin endigte, daß Landgraf einwilligte, sich mit Spitzbarth zehn Minuten zu hauen, daß er ihm während dieser Zeit die Freiheit geben wollte, ihn zu verwunden, so gut er könnte, und daß er ihm dabei die Versicherung ertheilte, ihn nicht zu verwunden.

Das Duell ging vor sich. Spitzbarth ging mit der größten Wuth auf Landgraf ein, um ihn aus der Fassung zu bringen, und ihn zum Gegenangriff zu bewegen. Landgraf aber hielt jeden Angriff mit der größten Kälte und Geschicklichkeit ab, bis der, welcher es übernommen hatte, ankündigte, daß die 10 Minuten verfließen wären.

In diesem Augenblick wollte Landgraf seinen Degen niederlegen. Aber Spitzbarth fuhr fort, einzuhaue, und brachte ihm in diesem Augenblicke eine Streifwunde in den Arm bei. Landgraf fing nun an, auf ihn einzugehen, und lähmte ihm nach einigen Minuten die rechte Hand, in welcher Spitzbarth den Degen hielt. So endigte dieses Gefecht und der Streit mit Landgraf.

Unter den Studenten, welche so schimpflich in Schlettau von meinem Freunde auseinander gejagt waren, befand sich auch ein Amerikaner, Namens Voigt, ein, im Grunde sehr feiger Mensch, der aber gar zu gern die Rolle eines Renomisten spielen wollte. Dieser wagte sich nun zwar nicht an seinen Beleidiger Landgraf, aber mit desto glücklicherm Erfolge glaubte er seinen Muth an mir beweisen zu können, von dem er sich dadurch genugsam beleidigt zu sein glaubte, daß ich Landgrafs Gesellschafter gewesen war und die schimpfliche Scene mit angesehen hatte. Als ich daher einst des Morgens in das Collegium gehen wollte, begegnete mir dieser Voigt und ging so hart an mir vorbei, daß wir uns sehr stark stießen. Weil ich glaubte, daß dieses aus Versehen und in der Eile von meiner Seite geschehen sein konnte, wandte ich mich um, und bat Voigt um Verzeihung, daß ich ihn aus Versehen gestoßen hätte. Er aber wendete sich zu mir und sagte: „Herr, ich glaube, Sie stoßen mich mit Fleiß;“ und machte Miene, mich zu schlagen. Da er aber so wenig Furchtsamkeit an mir bemerkte, daß er glaubte, er dürfe die Sache nicht weiter treiben, ohne Vergeltung zu riskiren, ging er drohend fort. Ich fand des Abends ein Ausforderungs-Billet auf meiner Stube, wo ich den andern Tag um 11 Uhr auf ein bestimmtes Zimmer gefordert wurde. Ich antwortete kurz, daß ich mich nicht duellirte, und die eigenen Angriffe des Herrn Voigt zwar selbst abtreiben würde, sobald mich aber mehrere attackiren sollten, würde ich durch Auslieferung seines Ausforderungs-Billets, mir durch den Prorector Sicherheit verschaffen. Seine Bekannte, denen er großprahlerisch seine Heldenthat erzählt hatte, und die, meine Grundsätze über die Duelle kennend den Inhalt meiner Antwort vermutheten, hatten mein Billet aufgefangen und an dessen Stelle, ein anderes, voll der renomistischen Aeußerungen, geschmiedet. „Nicht um 11, sondern früh um 9 Uhr bin ich bei Ihnen,[" hieß es,

[„] um Sie für Ihre Keckheit zu strafen.“ Dieses Billet wurde, mit meinem Namen unterzeichnet, dem Voigt überbracht, und er zeigte es seinen Freunden mit anscheinendem großen Jubel. Diese aber fingen an, ihm Angst zu machen, erzählten von meiner Bravour Wunderdinge, und schilderten mich ihm als einen äußerst desparaten, blutgierigen Naturalisten. Voigt, durch diese Schilderung in die äußerste Angst versetzt, eilte gleich den andern Morgen nach 6 Uhr zu mir, um das Ungewitter von sich abzuwenden. Als er in mein Zimmer trat, glaubte ich, er wolle mich injuriiren, um sich, wie die Redensart sagte, noch mehr in avantage gegen mich zu setzen, und machte mich schon auf Gegenwehr gefaßt. Allein seine Miene sagte mir bald, daß er friedliche Absichten haben müsse. Er fing damit an, daß er sagte, er glaube, unsere Angelegenheit sei eine simple, einfache Ehrensache, die keine Erbitterung zwischen uns zur Folge haben dürfe. Er habe sich daher über mein ungestümes Billet gewundert, pp. Ich merkte bald, daß ihn seine Bekannte zum Besten gehabt hatten, zeigte ihm mein wahres Billet, und sagte, daß er daraus sehen würde, daß ich, sein vermeinter Feind, ein aufrichtigerer Freund von ihm wäre, als seine Freunde. Hierüber froh, invitirte er mich zu sich auf eine Flasche Wein, und hier wurden unsere lites auf's Beste ausgeglichen, und er ertrug das Vexiren seiner Bekannten mit Geduld. Das kostbare Tractament[,] das er uns gab, entfernte jedoch von dem Scherz alles Beleidigende.

Meine Besuche in Merseburg wurden sehr häufig, seit der Zeit, wo ich Student geworden war. Das Vertrauen meiner Eltern hatte ich seit der Zeit, wo sie das Unglück des Brandes getroffen, mir immer mehr und mehr wieder erworben, und meine ununterbrochene regelmäßige Aufführung, die guten Zeugnisse, welche mir alle meine Lehrer gaben, die Ordnung, in welcher mein Vater meine Kleider, Wäsche, Bücher pp. bei seinen Besuchen in Halle fand, hatten längst alles Mißtrauen verbannt. Schon als Primaner betrachtete mich mein Vater mehr als seinen Freund, als wie seinen Sohn, und enthielt sich sorgfältig mir irgend etwas im befehlenden Tone vorzuschreiben. Als er einstmals in Lessen seinen Freund Müller besuchte, und der Rathsmeister Reichhelm aus Halle, welcher das Rittergut in Lessen besaß, und zugleich erster Scholarch des Gymnasiums in Halle war, erfuhr, daß mein Vater in Lessen war, ließ er ihn zu sich aufs Schloß bitten, erzählte ihm, daß er mich sehr gut kenne, daß ich einer ihrer besten Zöglinge sei, daß er mir deshalb ein Stipendium ertheilt hätte pp. Alles dieses machte meinen Eltern große Freude, und vermehrte ihre Liebe und ihr Vertrauen zu mir immer mehr. Ich fand daher in dem Umgange meines Vaters viel Vergnügen, so wie er in dem meinigen. Ich besuchte ihn den Monat wohl zwei mal, ging des Sonnabends Abend hin, und den Sonntag wieder zurück. Mein Vater begleitete mich dann gewöhnlich bis zu seinem Freunde Müller in Lessen. Hier wurden nun unsere frohen gelehrten Gespräche

über Religion und Theologie erneuert. Ich war nun meinem Vater natürlicher Weise sehr überlegen geworden, und er konnte meiner Exegese und Dialektik nicht mehr widerstehen, ob ich gleich dadurch ihn nicht von seinen Meinungen abbringen konnte, woran mir auch jetzt weniger gelegen war. Denn mein orthodoxer Eifer war schon in Secunda durch den Janischen Unterricht erloschen. Jedoch hielt ich immer noch sehr viel auf die Dogmen, bis Philosophie und Kirchengeschichte meinen Blick mehr erweiterten, und mich lehrten, daß der gesunde Verstand meines Vaters die Resultate wohl besser getroffen haben möchte, als die verdrehte Gelehrsamkeit der Theologen. Ins besondere waren die Gespräche des Schulmeisters in Lessen ungemein lehrreich für mich. In dem reinsten Deutsch und mit der größten Würde wußte dieser Mann die Resultate seiner ausgebreiteten Lectüre mitzutheilen, und durch seine bescheidenen Zweifel das Nachdenken zu wecken.

Als ich das erstemal als Student in Merseburg erschien, erneuerte ich meine unterbrochene Bekanntschaft mit zwei meiner ehemaligen Schul-Kameraden, Krause und Regius. Mit beiden knüpfte ich nach und nach das Band der zärtlichsten Freundschaft. Unser litterarisches Interesse hielt uns nicht minder zusammen als das Familienleben des Regiusschen Hauses, das uns mit den süßesten Banden an sich zog.

Der Vater dieses Regius war Stadt-Physikus in Merseburg, und hatte fünf liebenswürdige Töchter, wovon einige schön und geistreich zugleich waren. Alle Ferien wurden nun in Merseburg zugebracht. Regius und Krause kamen von Leipzig, wo sie studierten und ich von Halle. Zu uns gesellte sich noch ein literarischer Freund, Schneider, (jetzt – 1819 – Landrentmeister und Kammerrath in Dresden) und wir genossen in der Gesellschaft dieser guten, vortrefflichen Mädchen, die unschuldigsten und reinsten geselligen Freuden, welche junge Leute nur genießen können. Alle machten zusammen kleine Spazierreisen zu Fuß, auch wohl Excursionen nach Halle, Leipzig, Lauchstaedt. Aus diesem engen Umgange entsprang zuletzt eine Verheirathung zwischen Schneider und der mittelsten der Regiusschen Töchter; die übrigen wurden an Männer außer unserm Kreise verheirathet. Diese Epoche von etwa 2 bis 3 Jahren, wo Liebe, Freundschaft und Wissenschaft 10 bis 12 Menschen unzertrennlich verbanden, halte ich für die glücklichste meines Lebens. Denn ich habe das, was Liebe, die innigste, zärtlichste Freundschaft und Geselligkeit geben kann, nie so rein, so unschuldig, und in so vollem Maaße genossen, als in dieser Epoche. Regius, Krause und ich ließen keinen Posttag vergehen, wo wir uns nicht schrieben. Sehr häufig schrieben wir uns in der Sprache, die wir eben erlernten. Ich besitze noch eine Menge italienischer Briefe, die mir Krause zu seiner Uebung geschrieben hat; und in seiner Sammlung müssen sich noch mehr lateinische, italienische, englische und französische Briefe von meiner Hand finden.

Der Hauptinhalt unserer Briefe war ästhetischer Art. Da meine Freunde Jura studierten, also an meinen philologischen und theologischen Sachen weniger Theil nahmen; so fanden wir unser Vergnügen in der schönen Litteratur, die ich mit eben dem Eifer, als mein Hauptfach studierte. Unsere Briefe enthielten daher hauptsächlich Kritiken über die Werke der schönen Geister jener Zeit, so wie eine Menge der vertraulichsten Aeußerungen über unsere Lebensereignisse und Schicksale. Vielleicht ist nie ein menschliches Herz so aufrichtig und rein durch eine Feder geflossen als damals das unsrige in unsern Briefen.

Mit Entzücken falle ich noch oft in meinem 53^{ten} Jahre⁵ über die aufbewahrte Sammlung derselben her, und die süße Erinnerung meiner Jugendzeit fesselt mich so an sie, daß ich mich lange nicht davon losreißen kann. Einer von diesen Freunden, Regius, wurde uns durch den Tod entrissen, als er eben von der Universität zurückgekehrt war, und anfangs, eine Stütze seiner Familie zu werden. Er hatte sich zum Advokaten bestimmt, und besaß Verstand, Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit in einem so hohen Grade, daß er gewiß seiner Vaterstadt und dem ganzen Lande die wichtigsten Dienste geleistet haben würde, wenn die Vorsehung ihm ein längeres Leben gefristet hätte. Der Tod dieses vortrefflichen Mannes trennte mich zwar nicht von seiner achtungswerthen Familie, aber unsere Verbindung wurde doch etwas laxer bis neue Bestimmungen, Verheirathungen der Regiusschen Töchter an Männer, die andere Empfindungen hatten, uns noch mehr aus einander brachten, und endlich die warmen, jugendlichen, seligen Gefühle, die man zu der Zeit, wo sie die Seele beherrschen, für unvergänglich hält, sich gänzlich abkühlten, und nichts, als die gegenseitige Achtung übrig ließen, welche, gegen das alte Feuer der Liebe gerechnet, nur eine sehr geringe Kraft hat. Blos mit Krause, (jetzt 1819, Regierungsrath in Bayreuth, und durch mehrere geistreiche Schriften bekannt) ist die alte warme Freundschaft ununterbrochen fortgesetzt, und was sie am Feuer der Jugend verloren hat, das hat sie an männlicher Stärke und Festigkeit in dem Verlaufe von beinahe 50 Jahren gewonnen.

In die Epoche des Umganges mit den Merseburger Freunden, fällt auch meine Romanen Lectüre. Schon auf der Schule fing ich an, alle Romane, denen ich nur habhaft werden konnte, mit großer Begierde zu verschlingen. Die Insel Felsenburg, Robinson Crusoe, die schwedische Gräfin, Sophiens Reisen, Werthers Leiden pp; alles wurde gierig gelesen. Aber meine Nerven waren so stark, mein Leben so thätig und ernst, daß diese Lektüre nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß auf mich hatte. Die Empfinderei, welche durch Siegeward Mode wurde, war mir lächerlich, und ich konnte dergleichen Schriften nie lesen, ohne daß mich die Lust anwandelte,

5 Bei der Revision im 61sten noch eben so.

sie lächerlich zu machen. Werthers Leiden gefielen mir nur als ein psychologischer Roman; der Held selbst konnte mich nie zur Nachahmung reizen. Mir schien ein Mensch, der sich nicht von seiner Leidenschaft losmachen kann, [...] weder der Bewunderung noch der Nachahmung werth zu sein. Ich las die Fieldingischen und Hermesischen Romane am liebsten, weil ich darin die reinste Kenntniß des Menschen zu finden glaubte. Gegen Hermes fühlte ich deshalb die tiefste Verehrung, und ich finde auch jetzt noch, daß ich Recht hatte. Denn so viele Mängel auch die Romane dieses Mannes, als ästhetische Kunstwerke betrachtet, haben, so viel thörrigte Grillen auch eingemischt sind, so wahr bleibt es doch, daß sie die feinsten Bemerkungen über das Innere des menschlichen Herzens und die lebendigsten Schilderungen des wirklichen menschlichen Lebens enthalten. –

Allwills Briefe und Woldemar waren mir höchst zuwider. Mit der empfindelnden und affectierten Sprache, mit den überspannten Gefühlen, die darin herrschen, konnte ich nie sympathisiren. Mit ihnen hängt der ekelhafte, schwärmerische Egoismus unserer Zeit zusammen, die Geniewuth, welche sich mit Verachtung über die gemeinen Naturen erheben will, und doch, der Realität nach, weit unter ihnen steht. Bei einer so derben Constitution konnte die Romanen Lektüre meine Empfindungen und Urtheile nicht verwirren. Sie diente nur, meinen Stil zu bilden, und gab mir Veranlassung, meine Kritik an Kunstwerken zu üben. Ich las sie mit derselben Aufmerksamkeit, mit demselben Geiste der Kritik, wie ich die Gedichte las.

In Halle hatte ich gleichfalls während dieser Zeit manche angenehme Verbindung mit einigen Familien geschlossen, die mir Zutritt und Theilnahme an ihren häuslichen Freuden verstatteten. Ich unterrichtete des Dr. Nösselts Kinder und gewann nach und nach das Vertrauen dieses würdigen Mannes so, daß ich fast zu jeder Gesellschaft gezogen wurde. Ich ging mit ihm auf den Büchlingschen Weinberg, wo er einige Sommertage zubrachte, und genoß daselbst seinen lehrreichen Umgang. Ich half die Familienfeste anordnen, verfertigte Gedichte und kleine Schauspiele, welche die Kinder an solchen Tagen aufführten. Hier machte ich auch mit dem Fräulein von Segner Bekanntschaft, einem geistreichen Frauenzimmer, das schon über 40 Jahre alt war, und die mehr Vergnügen an männlicher Unterhaltung, als in dem, meist faden Umgange mit ihrem Geschlecht fand. Ich spielte oft Schach mit ihr, und brachte nebst Herrn Hobert, (jetzt Professor in Berlin) manchen interessanten Abend in lehrreicher Unterhaltung mit ihr zu. In diesem Hause wurde ich auch mit Herrn Dr. Niemeyer genauer bekannt, der mich von dieser Zeit an stets seines Umganges, und in der Folge, als wir durch collegialische Verhältnisse verbunden wurden, seiner genauern Freundschaft gewürdiget hat. Noch vertraulicher, und ganz auf den Fuß familiärer Freundschaft wurde ich in des Professor Trapp Haus aufgenommen. Die Veranlassung dazu verdient weitläuftiger erzählt zu wer-

den. Der Professor Trapp wurde unter sehr ungünstigen Umständen nach Halle versetzt. Die Sache war folgende: Der Professor Schütz hatte einen sehr schlechten Gehalt in Halle, ich glaube kaum 200 rthl., und sehnte sich natürlicher Weise nach Verbesserung seiner Umstände. Er stand mit dem damaligen Curator der Universität, dem Minister v. Zedlitz in einem sehr familiären Briefwechsel, weil dieser Herr damals die grichische Sprache zu studiren affectirte, und daher alle Personen an sich zog, die sich in derselben einigen Ruf erworben hatten. Durch den schmeichelhaften und familiären Ton des Ministers verleitet, glaubte also der Professor Schütz auch etwas auf dessen Gunst rechnen zu können. Als daher Schützens Schwager, der Professor Griesbach in Jena, welcher schon damals ein großes Ansehen bei dem Weimarschen Hofe genoß, an Schütz schrieb, daß er vielleicht dazu beitragen können, seine Lage durch eine Versetzung nach Jena zu verbessern, glaubte Schütz, in dieser Aeußerung allein schon einen hinreichenden Grund zu finden, in einem Privatbriefe an Zedlitz etwas davon merken zu lassen, um zu hören, ob er wohl eine Verbesserung seiner Umstände erwarten könne. Er schrieb daher an Zedlitz, daß ihm Antrag von Jena aus gemacht worden, und er daselbst eine ansehnliche Verbesserung seiner Lage erhalten könne; er wünsche aber, daß es Sr. Excellenz möglich wäre, ihm in Halle einige Zulage zu ertheilen, in welchem Falle er Halle für immer jedem andern Orte vorziehen würde. Herr v. Zedlitz nahm dieses so übel auf, daß er in einer offiziellen Antwort dem Professor Schütz mit affectirter Höflichkeit sogleich seinen Abschied ertheilte, bedauernd, daß es der Kuratel unmöglich fiele, einen so gelehrten und berühmten Mann würdig zu belohnen, und zugleich sich freuend, daß sein Verdienst eine so schöne Belohnung anderswo fände. Dem Professor Schütz war diese unerwartete Wendung wie ein Donnerschlag. Umsonst stellte er dem Minister vor, daß er ja gar kein Abschiedsgesuch eingereicht, sondern nur bei ihm, als seinem würdigen Freunde und Gönner, Rath gesucht habe; er erhielt keine Antwort. [U]msonst verwendete sich Semler, gegen welchen der Minister gleichfalls große Freundschaft affectirte, für ihn. Er bekam zur Antwort: er wolle sich durch keine Professorkniffe bethören und anführen lassen, und Schützens Stelle sei schon besetzt. Griesbach hatte alle Mühe, dem Professor Schütz noch eine leidliche Stelle in Jena, mit 300 rthl. Gehalt glaube ich, zu verschaffen. So verlor also Halle durch die Caprice und Falschheit des Curators, einen seiner geschicktesten Lehrer, den man 20 Jahre nachher wieder sehr theuer erkaufte. Zu der Zeit, als der Schützische Brief in Berlin ankam, befand sich gerade der Professor Trapp vom Philantropin aus Dessau in Berlin, und äußerte gegen den Minister Zedlitz bei seinem Besuche, daß er Dessau verlassen würde.

Zedlitz, dem Trapp durch seinen Secretair, dem nachherigen Bibliothekar Bies-ter, sehr empfohlen war, ergriff sogleich diese Gelegenheit, und bot ihm Schützens Stelle in Halle mit 400 rthl. Gehalt, (also 200 rthl. mehr, als Schütz hatte) an. Trapp. mit den Verhältnissen unbekannt, nahm diese Stelle an. Und da der Haß und der Unwille gewöhnlich auf diejenigen fällt, welche sich unsern Absichten in den Weg stellen, sie mögen dabei schuldig oder unschuldig sein, so fand auch Trapp bei seiner Ankunft in Halle alle Freunde von Schütz sehr gegen sich eingenommen, zumal da Schütz immer noch in Halle war, und voll Unruhe auf den Ausgang seiner Sache in Jena, hoffte. Besonders war Semler ein warmer Freund von Schütz, und daher gleich vom Anfange gegen Trapp sehr gereizt. Semler war Ober Director des Seminariums und des pädagogischen Instituts, worüber bisher Schütz die Aufsicht geführt hatte, die nun an seiner Stelle Trapp erhielt. Semler fand gleich Anfangs viele Einrichtungen, welche Trapp in diesem Institute traf, sehr lächerlich, und machte sich in allen Gesellschaften über diesen neuen Pädagogen lustig, und da Semler ein großes Ansehen besaß, Trapp aber unbekannt war, so wirkte Semlers Urtheil sehr zu des erstern Nachtheil. Besonders wurde damals ein Vorschlag, den Professor Trapp in der Conferenz gethan haben sollte, sehr belacht. Da er nämlich kein Mittel fand, das Plaudern der Knaben zu hindern, so that er nach Semlers Erzählung, den Vorschlag, hölzerne Verschläge machen zu lassen, um dadurch jeden Knaben von dem andern abzusondern, und bloß die vordere Seite, die dem Lehrer zugewandt ist, offen zu lassen. Semler unterließ denn auch nicht, dergleichen Berichte an den Minister zu erlassen, und den Trapp als einen völlig lächerlichen und ungeschickten Schul-Director zu schildern. Er fand darin zugleich eine süße Rache für seinen Freund Schütz. Trapp, durch alle die heimlichen Kränkungen aufs Heftigste aufgebracht, schrieb in dieser Wuth eine Schrift gegen Semler, die, wie ich glaube den Titel führte: „Der eingeseamlerte Semler“[.] In dieser Schrift suchte Trapp Semlers schlechten Character durch sein Verfahren gegen sich, darzuthun, und hatte zugleich alle Schwächen des alten Mannes dargestellt, um ihn dadurch lächerlich und verächtlich zu machen. Trapp hatte, sich seines Unrechts bewußt, diese Schrift drucken lassen, ohne einem seiner Freunde ein Wort davon vorher merken zu lassen, und daher waren seine Freunde bei ihrer Erscheinung noch viel mehr bestürzt darüber, als seine Feinde. Die Schrift wurde sogleich von der Universität confiszirt und Bericht davon nach Hofe erstattet. Trapp erhielt einen Verweis, dem D. Semler wurde aber die Ober Direction über das Erziehungs Institut abgenommen, und dem Professor Trapp allein überlassen. Unstreitig hatte Trapp in diesem Streite sehr Unrecht, daß er sich seiner Hitze überließ, und ein so heftiges libell gegen seinen Collegen drucken ließ. Aber auf der andern Seite kann

man auch nicht leugnen, daß er von Semlers Betragen aufs heftigste gereizt war, und von demselben sehr gedrückt wurde. Man muß daher Trapps Benehmen mehr für unklug und unpolitisch als für schlecht und boshaft halten.

Wie dem auch sei, die ganze Universität nahm an dieser Sache den lebhaftesten Antheil, und die Studenten hatten sich fast alle auf Semlers Seite geschlagen, der überhaupt die Gunst der Studenten sehr besaß, und die Kunst sehr gut verstand, sich dieselben zu erhalten, ohne dabei seine Würde zu verletzen. Ohne Trapp näher zu kennen, verdroß es mich doch, so bloß auf ihn schimpfen zu hören. Als ich daher einmal vor dem Universitäts Gebäude stand, befand sich mir zur Seite ein Trupp Studenten, worunter besonders einer auf die ungezogenste Weise auf Trapp loszog, und endlich sagte: [„]Wenn ich nur den Kerl kannte, ich möchte ihm gern ins Gesicht speien.[“] Da nun in diesem Augenblick der Professor Trapp nicht weit vor diesem Prahler vorbeiging; so konnte ich mich nicht enthalten, auf den Studenten loszugehen und ihm zu sagen: [„]O, wenn Sie Ihr Eifer so sehr treibt, so haben Sie gleich Gelegenheit, ihn zu zeigen; dort geht der Professor Trapp! [“] Der Mensch gerieth dadurch in die größte Verwirrung, und es entstand darüber ein allgemeines Gelächter. Einige Tage darauf fuhr ich nach Dessau, und fand auf der Post eine alte Dame, die ganz in der Ecke des Postwagens saß, und mehrere Studenten. Wir waren nicht lange gefahren, als die Rede auf die Neuigkeit des Tages, auf die Trappische Schrift, fiel. Die meisten zogen auf das pöbelhafteste auf Trapp los, und da sie dieses, ohne von der Sache etwas zu wissen, und mit sehr schlechten Gründen thaten, so nahm ich mich des Trapp an. Da meine Gegner weder die Schrift selbst, wovon die Rede war, gelesen hatten, noch sonst den Zusammenhang der Dinge wußten; so gelang es mir bald, die größten Schreier zu einem beschämenden Schweigen zu bringen, und selbst mehrere von den Anwesenden auf meine Seite zu ziehen. Ich behauptete weiter nichts, als daß man Trapp nicht so unbedingt verdammen könne, daß die Schrift beweise, daß sie in einem sehr gereizten Zustande geschrieben sei, und daß ihr also sehr grobe und kränkende Beleidigungen vorhergegangen sein müßten, wovon das Publikum noch nichts wisse u. s. w. Als wir unter diesen Gesprächen auf die erste Station, nach Radegast gekommen waren, schlich mir die alte Dame in den Hof nach, faßte mich bei der Hand, und sagte mir mit vieler Rührung: [„]Ach! ich danke Ihnen, daß Sie meinen Sohn so warm und so schön vertheidigt haben! [“] Es war Trapp's Mutter, die unbekannt unter uns saß, und die mich jetzt herzlich bat, daß ich doch als ein so warmer Freund ihres Sohnes, ihm nicht unbekannt bleiben, sondern ihn, bei meiner Rückkehr nach Halle, besuchen möchte.

Ich erhielt bald nach meiner Rückkehr eine Einladung von Trapp, und die alte gute Mutter hatte durch die Erzählung der Post-Scene mir aller Herzen so geöffnet,

daß ich wenig Mühe fand, mich in dieser neuen Freundschaft zu befestigen. Trapps Gemahlin war eine geistreiche Frau, und liebte die Gesellschaft der Männer mehr, als die der Frauen, wie dieses bei geistreichen Weibern fast immer der Fall ist. Ihren interessanten Unterhaltungen bin ich einen großen Theil meiner gesellschaftlichen Bildung schuldig. Ein Jahr hindurch verging nicht leicht ein Tag, wo ich nicht in dieser Familie war. Trapp legte endlich doch aus Verdruß seine Stelle nieder, und wurde in Wolffenbüttel von dem Herzog von Braunschweig engagirt, um mit Campe eine Schul-Reform zu Stande zu bringen, deren Ausführung aber bei den übrigen Gliedern der, von dem Herzog und den Ständen ernannten Commission gehindert wurde, da die Grundsätze der verschiedenen Glieder, die einstimmig wirken sollten, gar zu verschieden waren. Trapp war ein sehr guter Kopf und hatte sehr viel Witz, wie einige seiner satirischen Schriften beweisen. Die eine ist ein Heldengedicht, der Rector zu Husum, eine schneidende Satire auf die Magisträte, welche für einen elenden Gehalt gelehrte Rectoren verlangen und ihnen eine Menge niederträchtiger Geschäfte aufladen. – Die andern schrieb er in Halle bei Gelegenheit des Angriffes der dasigen theologischen Fakultät auf den Dr. Bahrdt. Dieser Mann hatte nach seiner Flucht von H[e]idesheim, einen Zufluchtsort in Halle gesucht und gefunden. Es wurde ihm daselbst verstattet, als Privat-Docent Vorlesungen zu halten, und er las mit großem Beifall über klassische Auctoren, Beredsamkeit, u. s. w. Als er aber anfang, auch theologische Vorlesungen halten zu wollen, und moralische Sonntags-Vorlesungen für Studenten und Bürger hielt, glaubte die theologische Fakultät ihm Einhalt thun zu müssen, und gab daher eine Beschwerde gegen ihn ein, worin Bahrds moralischer Character noch mehr als seine Lehren, als gefährlich für die Studenten geschildert wurden, und worin man behauptete, daß die Sitten der Studenten durch Bahrdt sehr verschlechtert worden wären. Diese letztere Behauptung gab Trappen Gelegenheit zu der Schrift: „Theologischer Beweis, daß der Dr. Bahrdt Schuld sei an dem Erdbeben in Calabrien;“ eine Piece, die ungemein viel Witz und sat[i]rische Laune enthält. In dem Umgange war Trapp trocken, und da er keine große Fertigkeit in der lateinischen Sprache besaß, und wenn er öffentlich darin reden sollte, leicht gegen den Donat fehlte; so gab dieses seinen Gegnern ein Uebergewicht über ihn, und er konnte bei den Studenten nie zu Ansehen gelangen. Denn ein Professor ohne Latein war damals noch ein Unding.

Einen andern freundschaftlichen Umgang genoß ich in dem Hause des Controleur Krug. Etwa im 2ten Jahre meiner Universitätszeit wurde ich mit diesem Manne dadurch bekannt, daß ich der Lehrer seines zweiten Sohnes und seiner Tochter in der Mittelbachschen Schule des Waisenhauses war. Er invitirte mich zu sich, und die Lehrbegierde der Kinder sowohl, als der Wunsch der Eltern machte, daß ich sie des Abends bald in diesem bald in jenem, gleichsam spielend unterrichtete. Ich

blieb dann gewöhnlich des Abends zu Tische da, und dieser Gang der Dinge wurde nach und nach, ohne alle Verabredung so fest, daß ich wohl drei Jahre wöchentlich zwei bis drei mal des Abends kam, dem Sohne und der Tochter eine Stunde Unterricht gab, und dafür den Abendtisch genoß. Ich wurde an diese Familie so attachirt, daß ich gleichsam ein Mitglied des Hauses ausmachte. Es war noch ein älterer Sohn im Hause, der kurz nachdem ich im Hause Bekanntschaft gemacht hatte, Student wurde. Beide Söhne sind meine Freunde geworden und geblieben. Der ältere ist der jetzige Akademiker in St. Petersburg, der jüngere der bekannte Statistiker und jetzt (1819) Geheime Regieruns Rath in Berlin.